



tredition®

www.tredition.de

Alle Zitate aus Dokumenten der Zeit (Zeitungsartikel, Briefe, Urkunden) sind ohne jede Veränderung oder Anpassung übernommen. Wortwahl, Rechtschreibung, Grammatik und Interpunktion entsprechen exakt dem jeweiligen Original.

Catrin Möderler

MILA RÖDER

EIN BÜHNENREIFES LEBEN



tredition®

www.tredition.de



tredition®

www.tredition.de

© 2019 Catrin Möderler

Umschlaggestaltung: Catrin Möderler

Vorderseite: Mila Röder, Carte de Visite von ca. 1870
Aufnahme vermutlich von Hanns Hanfstaengl,
Dresden, Privatbesitz C. Möderler
Fotomontage: C. Möderler

Rückseite: Catrin Möderler
Foto: Wolfgang Dick

Lektorat, Korrektorat: Wolfgang Dick

Verlag & Druck: tredition GmbH, Halenreihe 40-44, 22359 Hamburg

ISBN 978-3-7482-9394-1

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

MILA RÖDER
EIN BÜHNENREIFES LEBEN

INHALT

Erster Akt

Flucht aus Riga	7
Mila Röder	23
Lehrjahre	38
Post aus Riga	52

Zweiter Akt

Vorhang auf!	64
Pariser Leben	78
Verpflichtungen	88
Geschenke	95
„Miladiös“	103
Verehrer	118
Wiener Finale	123

Dritter Akt

Menetekel	128
Rückblicke	141
Mila Rodani	156
Pandoras Büchse	175
Der große Abschied	181
Hoffnung	192
Coda	203
Nachwort	221

Genealogie der Familie Röder	227
Literatur	228
Archive	233

I. Akt

Flucht aus Riga

„Du Hure! Du dreckige Hure! Mein Kind nimmst Du mir nicht!“ Weit holt Schmiedemeister Dubenowsky mit dem rechten Arm aus. Er hält den schweren, breiten Lederriemen, an dem er sonst seine Messer schärft. Wie mit einer Peitsche schlägt er nach seiner Frau, die sich wimmernd über Emilie, dem gemeinsamen Töchterchen, zusammenkrümmt. Er verfehlt ihren Rücken nur knapp.

„Papa, was machst du denn?“, kreischt Emilie aus der Umklammerung ihrer Mutter. Es ist stockdunkel, nur die Laterne über dem Portal des Hauses in der Theaterstraße ¹ wirft ein geisterhaft flackerndes Licht über die Szene auf der Straße davor. Die helle Kinderstimme lässt den tobenden Christoph Magnus Dubenowsky schlagartig zur Besinnung kommen. Der Riemen fällt aus seiner Hand. Der schwere Eisenhaken zum Aufhängen schlägt hart auf das raue Kopfsteinpflaster. Das scharfe Klirren hallt in Dutzenden kleiner Echos von den Fassaden der herrschaftlichen Häuser. „Mielke, mein Mieleken, du bleibst bei mir!“, brüllt Dubenowsky. Mit beiden Händen greift er nach seiner Tochter. Er ist nicht mehr jung. Den Sechzig ist er inzwischen näher als den Fünfzig. Aber Kraft hat er immer noch. Seine Schultern sind breit, seine Arme stark. Und seine Hände sind echte Pranken. Fast wie die Hämmer, mit denen seine Gesellen in der Schmiede die riesigen Ambosse bearbeiten.

Mit diesen Riesen Händen hat er sein Kind unzählige Male hoch in die Luft geworfen und sicher wieder aufgefangen. Früher, in glücklichen Tagen, im Garten hinter dem Haus, zwischen den großen Pflaumenbäumen. „Du kannst fliegen, mein Mieleken, du kannst fliegen, meine Mielke!“ Immer wieder hat er es ihr zugerufen. Und Emilie, sein Töchterchen, sein Liebling, sein Augenstern, hat gequietscht vor Vergnügen. „Weiter, Papa, weiter machen, noch höher, ich will ganz hoch fliegen, ganz hoch nach

1 heute: Teatra iela

oben will ich!“ „Flieg, Mielke, flieg, so hoch du willst! Ich fang dich immer wieder auf!“

Genau so hat Dubenowsky es sich vorgenommen. Für sein einziges Kind will er da sein. Mit allem, was er hat. Mit all seiner Kraft. Ist es ihm doch so spät erst geschenkt worden. Über vierzig Jahre ist er schon alt, als seine erste Frau stirbt. Mit nur siebenunddreißig Jahren. Ihre Ehe ist kinderlos geblieben. Ein schwerer Schlag. Schließlich ist er doch wer. Er will so gerne etwas weiter geben. Und er hat etwas weiterzugeben. Ein Gildemeister der St.-Johannis-Gilde ist er, Schmiedemeister höchsten Ansehens. Huf- und Waffenschmied mit vielen Gesellen und Lehrlingen. Schöne Liegenschaften besitzt er. Die Eltern haben schon einiges angelegt. Später kommt noch die Erbschaft einer entfernten Verwandten dazu. Christoph Magnus Dubenowsky kann sich - bei aller Bescheidenheit - zu den Honoratioren der stolzen Ostseestadt Riga zählen. Da ist er, in der Mitte seines Lebens, plötzlich wieder ganz allein. Keine Frau, keine Kinder. Was soll ihm da aller Wohlstand?

Doch seine Trübsal wird jäh unterbrochen. Nur wenige Monate nach seinem tragischen Verlust steht plötzlich ein neunzehnjähriges Mädchen vor ihm. Aus Schrunden², hundertfünfzig Kilometer südwestlich von Riga. Dubenowsky kennt das kleine Nest gut. Er ist dort auf die Welt gekommen. Und jetzt ist hier plötzlich dieses Mädchen aus der alten Heimat. Sie sagt, sie hätte herkommen müssen. Sie hätte es dort nicht mehr ausgehalten. Dubenowsky ahnt, was sie meint. Auch er ist nach Riga gegangen. In die große Stadt. Weil er Meister werden wollte. Bei den Besten wollte er lernen. Die gibt es nicht in einem winzigen Örtchen wie Schrunden. Die gibt es nur in Riga. Der Gilde-Älteste, Meister Grünhagen, hat ihn hier zu seinem Lehrling gemacht. Dann zu seinem Werkmeister. Und Witwe Grünhagen hat ihm schließlich, nach dem Tod des alten Meisters, das ganze Geschäft übertragen. Sein Traum hat sich erfüllt. Welchen Traum träumt nun diese Kleine aus Schrunden?

Sie will etwas vom Leben, sagt sie. Sie will etwas aus sich machen. In Schrunden, wo jeder jeden kennt, ist das nun mal nicht möglich. Was sie Dubenowsky lieber verschweigt: In Schrunden zeigen die Leute mit dem Finger auf sie. Sie ist nämlich ein „Bankert“. Ein uneheliches Kind. Zur Zeit des strengen Zaren Nikolaus des Ersten ein echter Makel. Ihre Mutter ist die Witwe Engelsohn, geborene Tamson. Ihr Vater ist der Leineweber

Schilling. Heiraten kann er ihre Mutter nicht, weil die damals noch verheiratet ist. Aber immerhin gibt er der außerehelichen Tochter seinen Namen. Und mit dem stellt sie sich Dubenowsky jetzt vor: Schilling heißt sie. Anna Elisabeth Schilling. Dubenowsky stutzt. Anna Elisabeth – genau wie seine verstorbene Frau. Gibt es solche Zufälle? Warum steht diese Anna Elisabeth jetzt gerade vor ihm? Die Leute zu Hause hätten von ihm erzählt, sagt sie. Dass er nach Riga gegangen sei und ein Handwerksmeister geworden. Dass er sogar ein Mitglied der vornehmen St.-Johannis-Gilde sei. Dass er es richtig zu etwas gebracht habe. Und da sie keinen hier kennt, hat sie gedacht, sie geht zuerst zu ihm. Zu einem alten Nachbarn, sozusagen. Vielleicht kann er ihr helfen, in Riga Fuß zu fassen.

Dubenowsky schaut auf dieses kecke Persönchen hinunter. Klein ist sie. Klein und zierlich, fast wie eine Puppe. Ein Wolltuch mit türkischem Muster hat sie sich wie einen Turban um den Kopf geschlungen. Seit Napoleon die große Mode bei Frauen, die etwas auf sich halten. Dunkles Haar fällt darunter in vorwitzigen Korkenzieherlöckchen in die Stirne. Ihre Haut ist zart und weiß wie Porzellan. Ungewöhnlich sieht sie aus. Ungewöhnlich und besonders. Aber was ihn am meisten fesselt, vom allerersten Augenblick an, sind ihre Augen. Katzenhaft grün sind diese Augen. Die Lidfalte ist zur Nasenwurzel hin ein wenig festgewachsen. Die Augen einer asiatischen Prinzessin, denkt Dubenowsky. Oder die Augen einer Lauma. Diese Wasserelfen aus den alten baltischen Märchen. Laumas heiraten manchmal Menschen, heißt es. Liebevoller Frauen und Mütter sollen sie dann sein. Doch die Ehen sind nur von kurzer Dauer. Aber das sind ja nur Märchen. Die Elfen-Augen über wohlmodellierten Wangenknochen in dem kleinen, weißen Gesicht ihm gegenüber sind jedenfalls ganz real. Und sie leuchten herausfordernd. Anna Elisabeth hebt ihr kleines, festes, rundes Kinn, legt ihren Kopf ein wenig schief und lächelt Dubenowsky verheißungsvoll an. In ihrer Miene kann er lesen, dass sie vor nichts und niemandem Angst hat. Dass sie weiß, was sie will. Und dass sie es sich nimmt. Egal, was der Rest der Welt über sie denkt. Dass er ein Vierteljahrhundert älter ist als sie, hat Dubenowsky vergessen. Anna Elisabeth scheint es ohnehin nicht zu interessieren. Nur ein Jahr nach dem Tod der ersten Anna Elisabeth, geborene Behrsing, wird Anna Elisabeth, geborene Schilling, am 03. Februar 1846³ die zweite Frau des Schmiedemeisters, Gildebruders und Immobilienbesitzers Christoph Magnus Dubenowsky.

3 Julianischer Kalender. Entspricht dem 15. Februar 1846 nach gregorianischem Kalender.

Alles ist wieder hell im großen Haus an der Theaterstraße. Mit Anna Elisabeth der Zweiten ist das Leben neu eingezogen. Sie singt, sie liebt helle Farben, sie dekoriert jeden Raum mit frischen Blumen. Sie ist süß, sie ist bezaubernd, und alle Bekannten und Verwandten sind hingerissen von der neuen Madame Dubenowsky. Alle Kunden natürlich ebenso. Christoph Magnus möchte seine schöne, junge Frau am liebsten gar nicht mehr loslassen. Wenn es nach ihm ginge, bräuchte sie das Haus gar nicht mehr zu verlassen. Dabei geht sie doch so gerne ins Theater. Dass alle sie so bewundern, macht ihn zwar stolz. Aber andererseits plagt ihn die Eifersucht, wenn ein anderer sie wohlwollend ansieht. Er möchte sie für sich ganz alleine. Am allerliebsten hielte er sie einfach nur noch in ihrem Schlafgemach in seinen Armen. Für immer und ewig. Seine Anbetung scheint ihr gut zu gefallen. Sein stürmisches Werben um sie bleibt niemals unerhört. Er fühlt sich wieder ganz jung. Jung und stark. Jetzt möchte er, was ihm mit seiner ersten Frau nicht vergönnt war. Sein Wunsch geht bald in Erfüllung. Am 25. März des Jahres 1847 ⁴, gezählt nach dem julianischen Kalender, wie es Brauch ist in Riga, kommt das gemeinsame Töchterchen zur Welt. Am 18. Mai ⁵ trägt er es, fast besinnungslos vor Glück und Stolz, durch das imposante, rot-backsteinerne Mittelschiff der ehrwürdigen St.-Petri-Kirche. Im Geist der Älteren – wie es in den evangelischen Gemeinden so feierlich heißt – tauft Pastor Bergmann das Mädchen auf den Namen Emilie Concordia Eveline Dubenowsky.

Kann es das vollkommene Glück wirklich geben? Bei den Dubenowskys scheint es Einzug gehalten zu haben. Emilie Concordia Eveline erleuchtet das Haus buchstäblich von innen heraus. „Mielke“ nennt ihr Vater sie zärtlich. Der aufwändige Name, den ihre Mutter für sie ausgesucht hat, erscheint ihm doch ein wenig zu feierlich für so ein kleines Mädchen. Ihre Augen sind das Faszinierendste, was Christoph Magnus je gesehen hat. In ihnen mischt sich das katzenhafte Grün der Augen ihrer Mutter mit dem dunklen Braun, das ihm seine slawischen Vorfahren aus der Zeit der Völkerwanderung hinterlassen haben. Zusammen ergibt das einen Bernsteininton, den Dubenowsky in den Augen eines Menschen noch nie gesehen hat. „Geronnenes Licht der Sonne“ hat seine Mutter zu Bernstein immer gesagt. Als er und sein Bruder noch Kinder waren, haben sie ihn zusammen am Strand der Ostsee gesammelt. Die Augen seines Kindes sind wahrhaftig das geronnene Licht der Sonne. Sie durchdringen das Herz des Schmiedemeisters und wärmen es bis in den letzten Winkel.

4 Julianischer Kalender. Entspricht dem 06. April 1847 nach gregorianischem Kalender.

5 Julianischer Kalender. Entspricht dem 30. Mai 1847 nach gregorianischem Kalender.

Ein schönes Heim, ein Beruf, der für ihn Berufung ist, eine junge Frau, ein bezauberndes Kind. Zwei Jahre lang lebt Schmiedemeister Dubenowsky wie eingehüllt in eine glänzende Seifenblase aus Glückseligkeit. Zwei Jahre, in denen aus dem Säugling mit den Sonnenaugen ein kleines Mädchen von geradezu engelhafter Lieblichkeit wird. Dubenowsky kann sich nicht vorstellen, dass ein Mensch noch größer beschenkt werden kann. Aber das Schicksal scheint besondere Pläne mit ihm zu haben. Am 10. Mai 1849 ⁶ bringt seine Frau noch ein zweites Kind auf die Welt. Sie tauften es auf den Namen Alma Elvire Amalia. Jetzt hat er zwei leibhaftige Engel in seinem Haus. Drei – mit Anna Elisabeth, seiner Frau.

Seine Gemahlin geht völlig auf in ihrer Rolle als junge Mutter. Im ersten Jahr ihrer Ehe, bevor ihnen die kleine Emilie geschenkt wird, besucht sie hin- und wieder das Theater. Die ehrwürdige Bühne ist ja auch nur ein paar Schritte vom Haus in der Theaterstraße entfernt. Hier hat der berühmte Beethoven Spuren hinterlassen und der moderne Musik-Revolutionär, von dem jetzt alle sprechen. Ein gewisser Richard Wagner. Ihm, dem Schmied, ist das ganze Kunstwesen doch eher fremd. Aber Anna Elisabeth begeistert sich sehr für diese Welt. Nur jetzt, mit zwei kleinen Kindern, kommt sie abends gar nicht mehr aus dem Haus. Stattdessen liest sie viel. Aus der Buch- und Kunsthandlung Bruhns in der Kaufstraße lässt sie sich ständig etwas Neues bringen. Einmal findet Christoph Magnus sie eingeschlafen auf einem Stuhl neben der Wiege der kleinen Alma. Ihr Buch ist ihr aus der Hand gefallen. Vorsichtig hebt er es auf, um die Seiten dort aufgeschlagen zu lassen, wo sie zu lesen aufgehört hat. Sein Blick fällt auf den Text. Es ist ein langes Gedicht. Ja richtig, dieser Poet Schiller, der Früh-Verstorbene, ist bei seiner Frau hoch im Kurs. Eine Zeile fällt ihm ins Auge: „Mir grauet vor der Götter Neide, | des Lebens ungemischte Freude | ward keinem Irdischen zuteil“. Christoph Magnus schaudert.

Als hätte die Zeile aus Schillers Ballade etwas Übles heraufbeschworen, ändert sich plötzlich alles. „An der Ruhr und Keuchhusten sind in unserer Gegend Viele, insbesondere Kinder, gestorben.“ Für die Rigasche Zeitung ist es nur eine dürre Meldung. Für die Dubenowskys ist es das Ende ihres Glücks. Nach nur sechzehn Monaten muss ihre kleine Alma diese Welt schon wieder verlassen. Die Ruhr hat den zarten Körper buchstäblich ausgehöhlt. Emilie erkrankt auch. Wenigstens sie kommt davon. Für den Rest ihres Lebens wird sie danach für Krankheiten immer deut-

6 Julianischer Kalender. Entspricht dem 22. Mai 1849 nach gregorianischem Kalender.

lich anfälliger sein als andere Menschen. Alma ist einfach noch zu klein, um sich wehren zu können. Am 05. September 1850 ⁷ tragen die Eltern ihr jüngstes Kind zu Grabe.

Anna Elisabeth ist nicht mehr dieselbe seit diesem Tag. Sie schließt sich vollständig ab von ihrem Mann. Als gäbe sie Christoph Magnus die Schuld für das, was sie erlitten hat. Weil es sein Kind ist, dass ihr entrisen wurde. Hat sie diesen furchtbaren Schmerz doch schon einmal gefühlt. Vier Jahre alt ist sie damals. Ihre Eltern haben endlich doch noch geheiratet. Nur wenige Wochen später kommt ihr Brüderchen Johann Heinrich auf die Welt. Endlich ein Gefährte für sie in einer Welt, von der sie sich merkwürdig ausgeschlossen fühlt. Aber nur achtzehn Monate später muss sie ihre Hoffnung wieder gehen lassen. „Brustentzündung“ steht in der Sterbeurkunde. „Ohne ärztliche Hilfe. Wahrscheinlich auch nicht geimpft“. Anna Elisabeth glaubt, nie wieder etwas fühlen zu können. So abgestorben kommt sie sich vor. Und jetzt also ihr eigenes Kind. Mit fast verzweifelter Leidenschaft klammert sie sich an Emilie. Als wolle sie das Loch in ihrem Herzen, das Almas Tod gerissen hat, mit vielfach vermehrter Liebe für ihre nunmehr einzige Tochter stopfen. Für Christoph Magnus scheint da kein Platz mehr zu sein. Wenn er versucht, freundlich und liebevoll zu seiner Frau zu sein, werden ihre Augen kalt und feindselig. Die zusammengepressten Lippen sind nur noch weiße Striche. Als würde sie lieber ihn tot sehen. In solchen Momenten hat Christoph Magnus Angst vor ihr. Halten die Ehen von Laumas mit Menschen nicht immer nur kurz? Zu Hause hält sie es sowieso nicht mehr gut aus. Ihre alte Leidenschaft für das Theater flammt wieder auf. Hier sucht Anna Elisabeth Ablenkung von ihrem Schmerz.

Im Sommer hat ein neuer Direktor am Stadttheater in Riga das Regiment übernommen. Alle warten schon mit Spannung auf die Überraschungen, die er mitbringen wird. Denn diesem Herrn Ferdinand Röder eilt ein abenteuerlicher Ruf voraus. Er hat schon verschiedene Bühnen in ganz Europa geleitet. Zuletzt die Deutsche Operngesellschaft in London und Amsterdam. Sein opulenter Lebensstil und seine kostspieligen Inszenierungen sind berühmt-berüchtigt. Aber er tut alles für die Kunst. Auch an der kleinsten und ärmsten Bühne macht er das beste Theater. Dazu ist ihm jedes Mittel recht. Wenn es sein muss, auch gigantische Schulden. Außerdem bringt er einen Hauch von Monarchie mit an die Düna.

⁷ Julianischer Kalender. Entspricht dem 17. Sept. 1850 nach gregorianischem Kalender.

Schließlich hat er gerade die Tochter des kaiserlich-habsburgischen Ober-Polizeicommissairs zu Prag und Kurinspektors zu Marienbad geheiratet.

Bertha Franziska Caroline Richter Edle von Ilsenau ist Opernsängerin. Die Künstlergene hat sie von ihrer Mutter. Carolina Richter von Ilsenau, geborene von Holbein, ist die Nichte des Theaterdichters und k. & k. Hofburgtheaterdirektors Franz-Ignaz von Holbein. Beide stammen in direkter Linie von den Renaissance-Malerfürsten Hans Holbein dem Älteren und dem Jüngeren ab. Dienst an der Kunst ist dieser Familie höchste Verpflichtung. Bertha hat am Konservatorium ihrer Heimatstadt Prag studiert und bereits diverse, gefeierte Auftritte absolviert. Dann tritt sie mit gerade einundzwanzig Jahren in die Deutsche Operngesellschaft des Ferdinand Röder ein. Dass dem zwanzig Jahre Älteren nicht nur die außergewöhnlich schöne Stimme der jungen Künstlerin gefällt, stößt bei der vornehmen Familie derselben auf wenig Begeisterung. Mit seiner Herkunft ist in Adelskreisen kein Staat zu machen.

Die Röders stammen aus Köln am Rhein. Ferdinands Vater, wie vor ihm schon sein Großvater, ist „tonnelier“, also Fassmacher. Andere sagen „Küfer“ oder „Böttcher“ zu diesem Gewerbe. Die Familie wohnt in der Rue Hosengass 5950⁸. Napoléons Besatzungstruppen haben diese abenteuerlichen Hausnummern vergeben. Die Hosengasse ist eine sehr respektable Adresse für Handwerker und kleine Geschäfte. Unweit des Herzens der Domstadt. Aber eben kein Adelsquartier. Das Haus des jüdischen Kantors Offenbach am Großen Griechenmarkt ist auch nur einen Steinwurf weit entfernt. Ferdinand schaut als kleiner Bub hin und wieder bei der kunstsinnigen Familie vorbei. Alle Kinder dort musizieren. Sechs sind es schon. Gerade ist noch Baby Jacob, liebevoll genannt „Köbesche“, dazugekommen. Noch weiß niemand, was die Zukunft mit ihm vorhat. Ferdinands späterer Entschluss, Militärdienst und Jurastudium in Bonn an den Nagel zu hängen und Schauspieler zu werden, hat sicher mit der kunstgeschwängerten Atmosphäre im Hause Offenbach zu tun.

Mit seinem Beruf als Ex-Schauspieler und nunmehriger Theatermacher beeindruckt Röder die kaiserlich-habsburgische Adelsfamilie seiner künftigen Braut allerdings nicht im Geringsten. Damit Fräulein Richter von Ilsenau ihren noblen Namen nicht durch Kontakt mit „so einem“ beschmutzt, muss sie ihn ablegen. Sie tritt ab sofort unter dem Pseudonym „Bertha von Romani“ auf. Niemand wird je erfahren, ob der Name eine

⁸ Rue Hosengass 5950, später Hosengasse 16, später Strumpfwebergasse 33, Innenstadtbereich, heute nicht mehr existent, überbaut durch das ehemalige Fernmeldeamt 1.

Liebeserklärung an die Stadt Rom ist, in der sie ihre Gesangsausbildung vervollkommen hat. Oder doch eine heimliche Bosheit gegen ihren strengen Vater, für den Theaterleute nichts weiter sind als „Zigeuner“. Das Wort, das ihre englische Gouvernante für diese Menschen benutzt, gefällt Bertha sehr: „Romani“. Ebenfalls ablegen muss Bertha die Religion ihrer Vorfahren. Denn um Ferdinand, oder, wie er wirklich heißt, Nicolas Joseph Röder, heiraten zu können, konvertiert sie, ebenso wie er, vom katholischen zum evangelischen Glauben. Am 29. Juli 1850 lassen sich die beiden dann in der St. Katharinenkirche der Freien Stadt Frankfurt am Main trauen. Die elegante Welt hat ihr Jahresgespräch. Und das Theater von Riga zwei glamouröse Hauptpersonen.

An seiner neuen Wirkungsstätte lässt Ferdinand keinen Stein auf dem anderen. Die besten Solisten bringt er mit. Allen voran seine Gattin, Primadonna Röder von Romani. Aber auch den Spitzentenor Carl Baumann. Oder die Lyrische Pauline Zschiesche. Am Orchester findet er Gefallen. Aber den Chor ersetzt er komplett. Überall werden jetzt talentierte Sängerinnen und Sänger zum Vorsingen aufgefordert. Anna Elisabeth meldet sich. Sie braucht Ablenkung von ihrem Leid. Hat sie nicht schon immer gerne gesungen? Vielleicht lindert ihr Gesang jetzt ihren Schmerz. Röder engagiert sie sofort. Ein Blick hat genügt. Ein Blick in ihre grünen Elfenaugen. Das gleiche Grün wie die Augen des großen Theaterdirektors. Auch er hat große, hellgrüne Augen. Unter schneeweißen Augenbrauen. Leuchtende Augen, mit denen er versteht, zu bezaubern und zu verführen. Wird der mächtige Kunst-Gestalter allerdings zornig, scheinen seine Augen buchstäblich zu erlöschen. Sie erstarren dann zu einem matten Grau. Wer von diesem Blick getroffen wird, glaubt, zu erfrieren. Jeder vermeidet daher nach Kräften, den Zorn des Direktors herauszufordern.

Sein Haar ist dicht, streng zurückgekämmt und ebenfalls schneeweiß. In seinen jungen Jahren ist sein Haar noch schwarz wie Teer. „Schöner Ferdinand“ nennen ihn seine Bewunderinnen. Als Ferdinand in Schillers „Kabale und Liebe“ gefällt er damals so gut, dass er den Namen gleich beibehält. Aber wie bei Schwarzhhaarigen oft der Fall, ergraut er schon, bevor er noch vierzig Jahre alt ist. Das helle Haar kleidet ihn. Es verleiht ihm eine ganz eigene Würde. Dazu passen die zwei imposanten, schneeweißen Haarkegel, die aus seinen Wangen wachsen. Ferdinand Röder trägt seinen Bart ganz à la mode, wie der frisch gekrönte Kaiser Franz-Joseph von Österreich es in späteren Jahren auch tun wird. Das Kinn glatt

rasiert, dafür die Wangen dicht bewachsen. Aber da der Kaiser nur der Herrscher eines begrenzten Landes ist, Ferdinand aber der Herrscher der grenzenlosen Theaterwelt, trägt Ferdinand seinen Backenbart nicht gestutzt, sondern lang gewachsen und in zwei kunstvolle Spitzen gedreht. Wie Speere, die er der Welt entgegen stößt. Als wolle er sich seinen angemessenen Raum buchstäblich freistecken. Diesem Mann stellt sich niemand in den Weg.

Christoph Magnus Dubenowsky hat ein ganz ungutes Gefühl, als genau dieser Mann eines Tages mit seiner prunkvollen Equipage vor der Schmiede auftaucht, um die Beschläge der Räder herrichten zu lassen. „Er ließe sich der jnädijsen Frau empfehlen“, donnert der kleine und ausgesprochen korpolente Mann mit raumfüllendem Bariton. Seine fehlende Körpergröße und seinen volkstümlich-rheinischen Zungenschlag macht er durch befehlsgewohntes Auftreten vergessen. Die grünen Katzenaugen irrlichtern durch das Gebäude und über Christoph Magnus, als wolle er ein Terrain sondieren. Was hat Anna Elisabeth nur mit diesem Menschen zu tun? Darauf angesprochen, bemerkt sie schnippisch, es spräche ja wohl nichts dagegen, dem Herrn Direktor das eigene Geschäft zu empfehlen. Hätte sie ihn vielleicht zu einem Konkurrenten schicken sollen? Christoph Magnus verstummt. Der „Herr Direktor“ ist unantastbar für seine Frau. Das fühlt er. Es ist kein gutes Gefühl.

Anna Elisabeth hängt ihr Herz immer mehr an das Theater. Fast ihre gesamten Tage verbringt sie dort. Sie erklärt es mit anstrengenden Proben. Sogar die kleine Emilie nimmt sie manchmal mit. Das Mädchen ist hingewissen von der fremden Welt. Mucksmäuschenstill sitzt sie auf einem Theatersessel. Die ausgestreckten Kinderbeinchen reichen gerade einmal bis zum Rand der Sitzfläche. Andächtig lauscht sie allem, was auf der Bühne geschieht. Jedes andere Kleinkind würde über kurz oder lang unruhig werden und wieder weg wollen. Emilie nicht. Die Erwachsenen, die die Kleine neugierig beobachten, haben eher den Eindruck, sie sei - angekommen. In der Tat gibt es viel Dramatisches zu beobachten.

Direktor Röder bereitet eine sensationelle Premiere vor. Drei Jahre lang hat er das Stadttheater zu Riga erfolgreich geleitet. Jetzt geht seine Zeit in der Ostseemetropole zu Ende. Er beabsichtigt, sich mit einem Paukenschlag von Riga zu verabschieden. Der revolutionäre Musikmagier Richard Wagner ist dazu genau der Richtige. Seine Oper „Tannhäuser“ soll

es sein. Die dramatische Geschichte um himmlische gegen fleischliche Liebe. Ein ultra-modernes Stück. Noch wenig gespielt. Eigentlich ist das Haus in Riga gar nicht geeignet für das Riesenwerk. Das Orchester ist viel zu klein. Und der Chor ist heillos überfordert. Aber was Röder will, nimmt er sich. Die Choristen üben fast bis zur Besinnungslosigkeit. Anna Elisabeth träumt schon jede Nacht von Wagners narkotischer Musik. Und von den hypnotischen, grünen Augen, die ihr sagen, „du kannst Dinge, von denen du noch gar nichts ahnst!“

Das Orchesterproblem löst Röder mit einem Kniff. Er lässt seine Musiker ihre besten Schüler zu den Proben mitbringen. Wer sich bewährt, wird engagiert. Einer dieser Schüler ist der siebzehnjährige Cellist Arved Poorten. Später wird er der *Düna Zeitung* ⁹ ebenso detailliert wie indiskret von den Geschehnissen rund um den Sängerkrieg auf der rigaschen Wartburg berichten. Vom omnipräsenten Röder, der dem letzten Kulissenschieber genauso wie dem ersten Tenor höchstpersönlich und haarklein erklärt, wie sie ihre Arbeit richtig zu machen haben. Der der vor Scham vergehenden Darstellerin der Venus ihre Verführungsszene im Hörselberg so drastisch vorspielt, dass selbst die erwachsenen Männer im Orchester diskret die Augen abwenden. Und der die staunenden Mitwirkenden zu unfreiwilligen Zeugen eines echten Sängerkrieges macht. Eines Krieges privater Natur.

Röders Gattin, Bertha von Romani, geborene Richter von Ilsenau, ist mit der weiblichen Hauptrolle der „Elisabeth“ betraut. Sie ist zu der Zeit die größte Primadonna Europas. Alle Kritiken, die sie bekommt, sind ausnahmslos hymnisch. Ihre musikalischen und darstellerischen Fähigkeiten sind unangefochten. Aber gerade diese Diva quält Röder bei den Proben bis aufs Blut. Vor aller Augen kanzelt er die Könnerin ab wie eine talentlose Amateurin. Als sei sie für ihn vollständig bedeutungslos. Die stolze Adelstochter lässt sich allerdings nicht demütigen. Ohne Rücksicht auf die Proben reist sie aus Riga ab. Ihre Rolle muss von einem Moment auf den anderen Pauline Zschiesche übernehmen. Ferdinand Röder hat seinen Paukenschlag. Der „Tannhäuser“ gerät trotzdem – oder gerade deswegen – zum Triumph. Seine Ehe wird diesen Eklat nicht lange überleben. Ferdinand hat ohnehin längst das Herz einer anderen erobert. Die endlosen Proben mit dem Chor haben sie ihm zugeführt. Ihre grünen Elfenaugen, die den seinen so ähnlich sind, haben sich in seinen verloren. Anna Elisabeth erinnert sich kaum noch, dass sie schon einen Mann hat. Der Entschluss,

die Erinnerung endgültig auszulöschen, führt sie mit ihrem Kind auf das raue Kopfsteinpflaster vor dem Haus in der nächtlich-dunklen Theaterstraße. Jenem Haus, in dem ihr ein respektabler Mann ein Zuhause gegeben hat. Ihr, dem „Bankert“ aus Schrunden, auf das die Leute einst mit den Fingern zeigen. Auf das Zuhause, auf Ehre und Sicherheit pfeift sie jetzt. Weil ein anderer ihr die große Welt verspricht. Sie wählt die Flucht aus Riga.

Mit der ganzen Verzweiflung seines gebrochenen Herzens versucht Christoph Magnus Dubenowsky, wenigstens sein kleines Töchterchen festzuhalten. Wenn er schon seine Frau nicht halten kann. Diese Frau mit den Augen einer Lauma. Diesen Wasserelfen, die manchmal Menschen heiraten. Aber deren Ehen nicht lange halten. Im geisterhaft flackernden Licht der Laterne über dem Portal des Hauses in der Theaterstraße umklammert der Schmiedemeister eines der zarten Ärmchen der kleinen Emilie, seiner geliebten Mielke. Mit dem anderen Arm klammert sich das verstörte Kind am Rock ihrer Mutter fest. Was geschieht hier? Warum geht die Mutter weg, mitten in der Nacht? Warum sollen sie ihr schönes Elternhaus verlassen? Soll sie den Rock der Mutter loslassen? Damit Papa sie an sich ziehen kann? Dann bliebe sie bei ihrem Papa. Bei Schmiedemeister Christoph Magnus Dubenowsky. Ihr Papa vergöttert sie. Genauso wie sie ihn. Aber ganz allein sein mit Papa und seinem Schmiedebetrieb, in dem es nur Männer gibt? Ohne ihre Mama? Emilie ist es, als würde sie zerreißen. Ihr kleiner Körper, an dem zwei Erwachsene gleichzeitig zerren. Und ihre Seele, die eine Entscheidung treffen soll, an der ein Kind zerbrechen muss.

Das scharfe Klappern von Hufen und das metallische Rasseln von Wagenrädern hallt durch die nächtliche Straße. Ein Landauer mit geschlossenem Verdeck, gezogen von zwei schwarzen Pferden, nähert sich in scharfem Tempo der kleinen Gruppe. Die Rösser wiehern und steigen mit ihren Vorderläufen hoch in die Luft, als die rasante Fahrt vom Kutscher mit einem harten Riss an den Zügeln gestoppt wird. Direkt hinter Anna Elisabeth kommt der Wagen zum Stehen. Der Schlag fliegt auf. Das Licht der Laterne über dem Portal des Hauses in der Theaterstraße flackert einen kurzen Moment über die Gestalt, die sich aus der Tür der Kutsche beugt. Schneeweiße Bartspeere, die aus den Wangen wachsen. Katzenhaft grüne Augen unter schneeweißen Augenbrauen. „Einschteijen, Mädchen!“ Der dröhnende Bariton mit dem rheinischen Zungenschlag

lässt Christoph Magnus für einen kurzen Augenblick erstarren. Unbewusst lockert er den Griff um Emilies Arm. Ohne selber noch irgendetwas tun zu können, fühlt sich Emilie plötzlich hochgehoben. Mit einem Schwung wird sie von der Mutter in das dunkle Innere der Kutsche gestopft. Sie landet an der Brust des Mannes, den sie aus dem Theater kennt. Der immer sehr freundlich zu ihr ist, wenn Mama sie zu den Proben mitbringt. Und der immer so gut nach diesem Parfüm riecht, das ihre Mutter „Eau de Cologne“ nennt. Ferdinand Röder legt seinen Arm mit festem Griff um Emilie. Was dieser Mann behalten will, gibt er nie wieder her. Anna Elisabeth zwingt sich nach ihrer Tochter in die Kutsche und reißt den Schlag hinter sich zu. Ein Donner grollt. Ein Blitz zuckt. Urplötzlich beginnt es, wie aus Kübeln zu schütten. Das raue Kopfsteinpflaster verwandelt sich im flackernden Licht der Laterne in einen schwarzen Spiegel, der die Kutsche, die Fassaden, und den einsam zurückbleibenden Mann vor dem Portal des Hauses in der Theaterstraße wie in einem grotesken Zerrbild verdoppelt. Mit einem Knall seiner Peitsche und einem gellenden Pfiff lässt der Kutscher die beiden schwarzen Pferde ruckartig wieder antraben. In scharfem Tempo rasselt die Kutsche aus der Theaterstraße in Richtung Wall und hinaus aus der Stadt.

Emilie hat in Schock und Verwirrung ihr kleines Gesicht in die schnee-weiße Hemdbrust dieses neuen Mannes neben ihr vergraben. Als die Kutsche anzieht, hebt sie ihren Kopf und erhascht einen Blick aus dem kleinen Fenster im hinteren Verdeck des Landauers. Im flackernden Licht über dem Portal des Hauses in der Theaterstraße erkennt sie ihren Papa. Seine mächtigen Arme hängen wie nutzlos gewordene Schwengel zerbrochener Kirchenglocken schlaff von den Schultern. Bevor die Kutsche um die Kurve biegt, erfasst sie im letzten Moment, wie Schmiedemeister, Gildebruder, Immobilienbesitzer, Ehemann und Kindsvater Christoph Magnus Dubenowsky im strömenden Regen auf dem rauen Kopfsteinpflaster auf die Knie sinkt und wie ein kleines Kind bitterlich weint.



Alt-Riga
Correspondenz-Karte von 1912
Privatbesitz C. Möderler